



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Groth: Gustav Wustmann

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ist nicht mit örtlichen und nationalen Eigenheiten verknüpft. Sie dringt nicht in das Familienleben ein, nicht in den täglichen Verkehr der Volksgenossen untereinander, sondern wird immer als fremde Sprache behandelt und empfunden werden. Alle Nationen sind ihr gegenüber in derselben Lage, keine erhält durch sie über eine andere einen Vorteil noch ein Interesse, sie zum Nachteil einer nationalen Sprache politisch so auszunutzen, wie etwa ein Herrschervolk seine Sprache unterworfenen Völkern aufzuzwingen sucht. Die künstliche Sprache wird also immer nur die zweite Sprache neben der Muttersprache sein, und so wenig etwa das international verständliche Morse-Alphabet des Telegraphen die verschiedenen Schriften der einzelnen Völker verdrängt hat, so wenig kann die Hilfsprache zu einer allgemeinen Menschheitsprache werden. Sie soll und kann nie etwas anderes sein als ein Nothbehelf für alle Fälle des internationalen Verkehrs, in denen man mit seiner Muttersprache nicht auskommt. Ein Behelf freilich, der für die Kultur von unberechenbarem Segen werden kann, wie Eisenbahn und Luftschiff, die der Mensch ja auch nicht brauchen würde, wenn er wie der Vogel fliegen könnte.



## Gustav Wustmann

Von Prof. Dr. Groth in Leipzig



Am 22. Dezember d. J. starb zu Leipzig im Alter von siebenundsechzig Jahren der Archivdirektor und Oberbibliothekar Gustav Wustmann, dessen Name mit der Geschichte der „Grenzboten“ aufs engste verknüpft ist; denn von 1879 bis 1898 führte er mit Johannes Brunow die Redaktion dieser Zeitschrift. Im Jahre 1844 in Dresden geboren, hatte sich Wustmann auf der Kreuzschule dort eine gebiegene Bildung erworben und schon damals (vgl. seine „Alumneuserinnerungen“, 1890) Anregungen philologisch-historischer Art erhalten, die ihm später sehr zunutze kamen. Er studierte in Leipzig von 1862 bis 1866, war anfangs Gymnasiallehrer und übernahm 1881 die Verwaltung der Stadtbibliothek. Schon 1879 war er in die Redaktion der „Grenzboten“ eingetreten. Mit scharfem kritischem Urtheil ausgestattet, mit feinem Sprachgefühl, das sich besonders durch die Arbeiten Rudolf Hilkebrands entwickelt hatte, und mit lebhaftem Interesse für wissenschaftliche Zeit- und Streitfragen, gelang es Wustmann, den „Grenzboten“ einen beständig wachsenden Leserkreis namentlich in der akademisch gebildeten Gesellschaft zu erwerben; und indem er den literarischen und künstlerischen Fragen einen größeren Raum zuerkannte als den politisch-wirtschaftlichen, schloß er sich an die besten Traditionen der „Grenzboten“ an, aus den Zeiten, wo Gustav Freytag und Julian Schmidt diese Wochenschrift leiteten.

Wustmann war kein bequemer Redakteur; er legte auf die Form der Darstellung einen ganz besonderen Wert, um so mehr, als sich damals in den achtziger Jahren nicht nur in der Tagespresse, sondern auch in wissenschaftlichen Publikationen eine genial tuende Nichtachtung der Form und eine unverkennbare Verlotterung

des Stils breit machten. Besonders verhaßt war Wustmann das damals herrschende Deutsch der Juristen, der Kunstschriftsteller und der Zeitungsreporter.

Er verlangte von den Mitarbeitern der „Grenzboten“, daß ihre Essays stilistisch kleine Kunstwerke seien; mit Leuten, die nicht klar, anschaulich und überzeugend schreiben konnten, war er bald fertig. Er konnte gegen sie, besonders wenn sie sich Schriftsteller nannten oder auf akademischen Lehrstühlen saßen, rücksichtslos grob werden. Seine sarkastischen Bemerkungen zu den Stilfehlern, Schwerfälligkeiten, Satzungeheuern, schiefen Bildern, Modewörtern usw. pflegte dann der Sezer mit teuflischer Freude auf die Korrekturfahnen zu drucken, so daß die Verfasser oft außer sich waren, und Johannes Grunow viel Mühe hatte, die empörten Gemüter immer wieder zu beruhigen. Ja, es geschah wohl gar, daß Wustmann, wenn ein naher Bekannter ein nach seiner Meinung mangelhaftes Buch veröffentlicht hatte, eine vernichtende Kritik schrieb und sie dem Sezer übergab; gedruckt wurde dieses Verdammungsurteil aber nur in ein einziges Exemplar der „Grenzboten“, das dem Autor dann mit einem warnenden Kompliment übermittelt wurde. Alle Titel und Würden, sogar Adelsprädikate, strich er in den Artikeln rücksichtslos weg, da sie, nach seiner Meinung, im Reich der Wissenschaft, der Kunst und Literatur keine Berechtigung hätten.

Maßregeln solcher Art waren nicht gerade geeignet, den „Grenzboten“ viele Mitarbeiter zu gewinnen; es wurde auch viel über Wustmanns Rücksichtslosigkeit räsoniert, aber die meisten seiner Winke und Lehren nahmen wir Mitarbeiter doch an. Selbst ein so feiner Stilist wie Friedrich Nagel, einer der eifrigsten Mitarbeiter, sagte mir einmal: er verdanke Wustmann sehr viel; dieser habe ihn gezwungen, beim Schreiben auf die Form der Darstellung mehr Wert zu legen, sich jeden Ausdruck, jedes Bild, jeden Vergleich anschaulich klar zu machen, die rhythmische Gliederung im Satzbau zu berücksichtigen und auch auf den latenten Sinnungsgehalt der Worte zu achten. Er sei anfangs über Wustmanns Korrekturen entrüstet gewesen, dann habe er sich die Sache ruhig überlegt und ihm schließlich recht gegeben. Und so wird es den meisten Mitarbeitern, namentlich auch den novellistischen, gegangen sein.

Wustmanns bekanntes Buch „Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“ ist also nicht theoretisch entworfen worden, sondern aus der Redaktionspraxis hervorgegangen; es ist zum größten Teil das Ergebnis eines jahrelangen Kampfes mit widerspenstigen Mitarbeitern. Eines Tages, als wieder einmal der Redaktionstisch mit Klagen und Beschwerden bedeckt war, sagte Johannes Grunow zu Wustmann: „Gevatter, das Geschrei ist nicht mehr auszuhalten; tu mir die Liebe und schreib einen redaktionellen Merkzettel auf; den will ich drucken lassen und jedem Mitarbeiter zur Beachtung zusenden.“ Wustmann fing an zu schreiben, und es entstand eine Reihe von Abhandlungen über landläufige Sprachdummheiten; diese Aufsätze erschienen in den „Grenzboten“ und sind die Grundlage für sein Buch gewesen. Sie erregten schon damals viel Aufsehen, und wer die Debatten im Korpsstübchen des Thüringer Hofes, wo sich die Mitarbeiter an jedem Mittwochabend versammelten, miterlebt hat, der wird sich der geistigen Anregungen, die dabei auch von Wustmann ausgingen, stets mit freudiger Dankbarkeit erinnern. Zu diesem engeren Kreise, dem sich auch auswärtige Mitarbeiter oft zugesellten, gehörten

damals Gelehrte wie Nagel, Kretschmar, Philippi, Wülker, Rämmel, hervorragende Juristen wie Georg Hoffmann und Lobe, Schriftsteller wie Carl Zentsch, Fritz Anders, Wilhelm Speck, Stellanus (Graf Holzendorf) u. a. Grunow und Wustmann verstanden es vortrefflich, diesen Kreis zusammenzuhalten und auf die Zeitschrift zu konzentrieren, so daß aus den Debatten im Korpsstübchen des Thüringer Hofes manche segensreiche Anregung auf politischem, literarischem und künstlerischem Gebiete hervorgegangen ist.

Für Wustmann war die Geschichte der Jungbrunnen des Lebens. Goethes Ausspruch: „Wer eine Anlage hat, klug zu werden, mag's nächst dem Leben in der Geschichte suchen“, war auch sein Grundsatz. Die Geschichte Leipzigs mit ihren weitverzweigten kulturgeschichtlichen Fragen machte er zu seinem besonderen Arbeitsgebiet. Auch diese gediegenen Studien erschienen zum größten Teil in den „Grenzboten“; aber der Verbreitung der Buchausgabe hätte es mehr genützt, wenn er der Sammlung dieser allgemein interessanten Arbeiten auch einen allgemeinen Titel gegeben hätte und nicht den lokalgeschichtlichen „Aus Leipzigs Vergangenheit“ (1885, neue Folge 1898). Diesen Studien widmete Wustmann seine von zahlreichem Amtspflichten noch frei bleibende Zeit, als er im Jahre 1898 aus der Redaktion der „Grenzboten“ austrat. Eine Frucht literarischer Forschungen ist sein mit Recht vielgerühmtes Buch: „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Lieberbuch für altmodische Leute“ (4. Aufl.).

Wustmann war nicht frei von ausgesprochenen Sympathien und unüberwindlichen Antipathien, z. B. dem jüdischen Litteratentum gegenüber. Alles Undeutsche, Affektierte und Ungesunde war ihm in der Seele verhaßt; alles, was nach Reklame aus sah, betrachtete er mit argwöhnischen Blicken, und da in der modernen Kunst und Literatur die Reklame und das Marktschreiertum eine große Rolle spielen, war sein Verhältnis dazu mehr ablehnend als anerkennend und fördernd. Das hat ihm manche Feindschaft eingebracht. Die Einleitung zur ersten Auflage (1891) der Sprachdummheiten wirkte wie ein rotes Tuch in der Arena, die heftigsten Angriffe wurden damals gegen ihn gerichtet. Dabei machte er noch eine andere unerfreuliche Erfahrung: Wer heutzutage neue Ideen veröffentlicht, wird sogleich von literarischen Buschleppern rücksichtslos ausgebeutet und muß noch froh sein, wenn ihm nicht die Kleider vom Leibe gerissen werden und er zum Dank mit Schmutz beworfen wird. Aber Wustmann verstand es auch, sich zu wehren, und er hat gelegentlich kritische Hiebe ausgeteilt, die seine Gegner aus allen Konfessionen nicht vergessen werden. Daß er auch über einen köstlichen Humor verfügte, das zeigen manches „Maßgebliche und Unmaßgebliche“ und mancher Artikel, z. B. der „Aus Paul Lindaus Flegeljahre“ („Grenzboten“ 1909, Nr. 23).

Ein glückliches Familienleben in einem selbsterarbeiteten Landhause und die teilnehmende Anerkennung seiner Freunde entschädigten ihn für manche Widerwärtigkeiten. Obgleich er niemals ernsthaft krank gewesen war, hat ihn doch ein Darmleiden sehr schnell dahingerafft. Wustmanns Bedeutung und Verdienste gehen weit über den Rahmen lokalgeschichtlicher Forschungen hinaus. In der Geschichte der deutschen Sprache gebührt ihm ein hervorragender Platz. Wir aber, denen es vergönnt gewesen ist, im persönlichen Verkehr viel von ihm zu lernen und bei der jahrelangen redaktionellen Arbeit an den „Grenzboten“ viele seiner Ideen zu verwerten, werden seiner stets mit dankbarem Sinne gedenken.